Die letzten Hunde Dschingis Khans [Fortsetzung]

Autor(en): **Haensel, Carl**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 41

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-648144

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die letzten HUNDE Dschingis Khans

Von CARL HAENSEL

Nachdruck verboten. — Copyright by J. Engelhorns Nachf., Stuttgart. 14. Fortsetzung.

Marcella und Bubenberg stiegen dann zusammen irgend eine Treppe hinauf. Hinter einer Tür stand ein Bett, in dem sie versanken. In der Flurtür war eine Milchglasscheibe eingelassen, über die sie wie in einer Laterna magica bei flackerndem Kerzenlicht die Doppelschatten huschen sahen. Die ganze Nacht hindurch stiegen in dem engen Flur und über die steile Treppe die Leiber auf und nieder, verschwanden im Dunkel, tauchten wieder auf, ein endloser apokalyptischer Zug. Sie schliefen erst ein, als der Morgen graute und das Transparent in der Flurtür durch das erste Tageslicht weggewischt wurde. Es sickerte hinter ihnen durch ein schmales Hoffenster. Ein aschfarbenes, schmerzendes Hell! Die Augen schlossen sich in ihm von selber, aber nach wenigen Minuten wachten sie vom schrillen Zetern und Gackern schon wieder auf. Dann schwirrten Flügel, und in einem eintönigen Takte fielen dumpfe Schläge auf einen Block.

Bubenberg riß den Vorhang zurück und schaute durch das Fenster, ohne aus seiner Lage auf den Grund des Hofes blicken zu können. Es stiegen draußen in seinem Gesichtsfeld große weiße Blumen auf, alle mit einem roten Stiel, hielten sich einen Augenblick in der Luft und fielen dann wieder hinab. Er rieb sich die Augen.

Da flatterte ein solcher Strauß durch das Fenster in das Zimmer. Es war ein geköpftes Hähnchen.

Unten im Hof war die Küche des großen Benali.

Dort wurde die Mahlzeit des Tages vorbereitet, der bereits mit Lärm und Sonnenschein begonnen hatte.

Sie flohen aus dem Inferno des Haschischviertels hinauf in die erträgliche, gereinigte, asphaltierte Welt.

Als sie aus meist gewundenen Gassen in die kerzengerade Perastraße einbogen, sahen sie, wie am anderen Ende der Straße mit Lärm und Angstgeschrei ein Menschenhaufen auseinanderplatzte. Eine Gestalt flog durch die Mitte die Fahrbahn herab auf die Stelle zu, an der sie standen. Die Fußgänger stoben auseinander. Sie unterschieden nun einen Menschen, der sich in rasendem Lauf näherte. Ein Amokläufer? Das Publikum spritzte in die Häuser. Läden rasselten herunter. Der Flüchtende streckte beide Arme vor. Er war fast nackt, hinter ihm flatterte das Hemd, wie ein arabischer Burnus. Er kam näher. Bubenberg sah das kupferrote Gesicht, violette Flecken — Mund weit offen — die schwarze Zunge troff von Schaum. Dicht hinter ihm liefen ein paar Polizisten, als letzte kamen Krankenwärter mit einer Tragbahre. Hundert Schritte vor ihm brach der Kranke zusammen.

Die Cholera war in der Stadt!

Auf den Straßen verstummte der Geschäftslärm. Alle Hände sanken. Wozu sich noch regen? Keiner wußte, wie es in der nächsten Stunde mit ihm stand. Cholera . . .

* * *

Die Europäer verließen Stambul, soweit sie nicht durch Pflichten gebunden waren. Bubenberg blieb.

Das Perahotel schloß. Marcella mißachtete die Warnungen ihrer Schwester und Landsleute und zog in Bubenbergs Haus. Große Ereignisse brachen aus der Erde und kamen vom Himmel herab. Es galt, das Leben ganz zu erfüllen und nicht aus irgendeiner Feigheit und Hemmung heraus mit sich selber sparsam zu sein.

Selim Sirri, der Leiter des Hundejagens, erkrankte und starb auf offener Straße.

Eine wahnwitzige Angst bemächtigte sich aller.

Die Regierung versuchte, die Moscheen zu schließen, aber das Volk erbrach die Türen. Die Hodschas hielten auf den Märkten Bußpredigten. Prozessionen durchzogen die Gassen. Man konnte wieder die einzelnen Völkerschaften unterscheiden, aus denen sich die große Stadt zusammensetzte, denn jede suchte den Zorn des Gottes auf ihre Weise zu besänftigen.

Von der ganz stummen, steinernen Verzweiflung bis hinauf zu der Ekstase der Derwische, war jede Art menschlicher Gottesanrufung auf den Straßen Stambuls zu sehen. Die heulenden Derwische sammelten sich im Hofe ihres Klosters, von Tausenden umlagert, die die flatternde Unruhe ihrer geängstigten Seelen durch die Raserei des Körpers zu erschöpfen und damit zu heilen hofften.

Zu Beginn des Tanzes stellten sie sich in Reihen auf, traten abwechselnd auf den rechten und linken Fuß und verneigten sich gleichzeitig nach beiden Seiten vor den beiden Schutzengeln. Dazu sprachen sie im Chor eintönige Gebetsformeln. Aber das war nur der Anfang. Die Verneigungen wurden immer tiefer, der Takt rascher, der Atem stoßender. Es war, als ob das entsetzliche Strafgericht Gottes ihnen immer schärfer zum Bewußtsein käme, immer größeren Jammer auslöse und schließlich diese Menschen zu nichts anderem machte, als zu einem schreienden, heulenden Bündel, das mit allen Gliedern zuckte, sich beugte, sich aufbäumte, einknickte, drehte, hochschraubte und mit letztem Atem die heiseren Worte hervorstieß: „la illah, ill allah!" Die Außenstehenden drängten nach innen, aus der umstehenden Menge lösten sich Tropfen von Menschen, die dann widerstandslos in den hüpfenden Kessel hineingezogen wurden und den Druck der äußeren Ringe auf den Mittelpunkt vermehrten. Es gab eine kreiselnde Bewegung, immer wieder zerrissen und gesprengt durch erschöpfte Ekstatiker, die tot oder scheintot zu Boden sanken.

Als Bubenberg die Raserei der Derwische sah, wurde er an die kreiselnde Hundescheibe erinnert, die er nahe der Walide-Moschee in den ersten Tagen nach seiner Ankunft beobachtet hatte. Es war der Eindruck gewesen, der für seine Eingebung mitbestimmend war, die wilden Hunde aus der Stadt zu vertreiben.

Sie waren beseitigt, aber nur äußerlich, nicht in seinem Innern. Marcella fand ihn oftmals, wie er totenbleich an der Serailspitze am Meeresufer saß und hinüberstarrte nach Oxia, angezogen von dem Grauen, das er von dorther spürte, ängstlich lauschend, ob er nicht über die Wasser den Ton der Verzweiflung vernähme. Und nachts erdrückte ihn dann der Traum.

Seine Tätigkeit bestand nun darin, daß er im Ministerium die Fütterung und Tränkung der Hunde durchsetzte und überwachte. Es war nicht leicht, den Beschluß zu erzielen und es war noch schwieriger, dafür zu sorgen, daß er durchgeführt wurde. In den Ruinen eines alten Turmes auf Oxia wurde ein Schutzhaus errichtet, von dem aus Nahrung und Wasser den Hunden gegeben werden konnte, ohne daß sie aus ihrer nunmehr wiedergewordenen Wolfsnatur die Menschen zerrissen, deren Fleisch und Blut sie witterten.

Unermüdlich war auch die Lady Rumford. Sie scheute keinen Weg, sie scheute kein Opfer, um die vom Ministerium zwar schon ausgeworfenen, aber doch immer wieder in den Zwischenhänden versickernden Summen aufzufüllen, so daß wirklich ein kleiner Strom kümmerlicher Nahrung zu den ausgesetzten Hunden floß. Nur eines konnte sie nicht erreichen: Bubenberg weigerte sich, persönlich die Hilfsaktion in Oxia zu überwachen, und sie selbst fühlte sich ihrem Sohne gegenüber verpflichtet, keine körperliche Arbeit zu verrichten, die sie als Frau für den Türken unrein gemacht hätte.

Mit einer instinktiven Feindseligkeit bekämpfte Marcella alles, was Bubenberg noch für die Hunde tat. Bubenberg verstand sie nicht. War sie auf die Lady Rumford eifersüchtig? Es war wirklich kein Grund dazu, denn an dieser hageren, großfüßigen, hartknochigen Frau war nichts begehrenswert; selbst ihre tierliebende Seele war mit Pflichtgefühl geräuchert, anzuerkennen, aber von penetrantem, moralisch saurem Geschmack.

Und doch war Marcella auf sie eifersüchtig und mit Recht.

* * *

Die Choleraangst gärte in den Menschen. Sie sahen die Todeswahrscheinlichkeit hart vor sich, Lebenbleiben schien Wunder und Ausnahme; das Volk war wie eine Herde flüchtender Tiere, zu jeder Panikhandlung bereit. Die Agitation des Derwisch Vachdeti, der das entsetzliche Unglück, das hereingebrochen war, auf das Verbrechen an den Hunden zurückführte, fand bereiten Boden.

Der Sultan mußte eingreifen. Belagerungszustand wurde verhängt. Kütschük Said, der Großwesir, unterbreitete dem Sultan das Dekret, das Schefket die vollziehende Gewalt übertrug. Die Unterschrift des Sultans hätte den Sturz des Kabassakals besiegelt und zur weiteren selbstverständlichen Folge die Verfügung seiner Verbannung oder seines Endes gehabt.

Abdul Hamid rang immer hart mit sich um seine Entschlüsse. Er sprach mit Kütschük Said über eine Umbildung des Ministeriums, äußerte den Wunsch, Bubenberg Pascha im Kabinett zu sehen. Wäre der Sultan rascher gewesen, so hätte sein Namenszug schon unter dem Irade gestanden, bevor sich dem Kabassakal der Hebel in die Hand spielte, der die Ereignisse unvermutet in eine ganz andere Bahn lenkte. Unbedeutend und nichtig war dies bestimmende Ereignis, unscheinbar wie die Weichenzunge, die die 500 Tonnen eines Schnellzuges herumreißt.

Es war eine Photographie, eine Abbildung des Sultans, in einer Berliner Bilderzeitung veröffentlicht. Es war jedem Türken auf das strengste verboten, sich von Gott, dem Propheten oder dem Kalifen ein Bildnis oder irgendein Gleichnis zu machen. Es stand Todesstrafe darauf. Diese Photographie aber, die erste, die von Abdul Hamid in der Weltpresse erschien, zeigte ihn, wie er das Seraskerat, das Kriegsministerium, verließ. Es war aufgenommen aus dem Fenster Scheffets, der ein leidenschaftlicher Photograph war. Ein Zufall hatte diese Aufnahme einem Berichterstatter in die Hände gespielt, der sie weitergab, nicht ahnend, welche Folge seine Handlung hatte.

Als das Blatt vor dem Sultan lag und der Kabassakal ihm nachwies, wer der Urheber war, tat sich vor dem Sultan ein Abgrund auf, den er bisher nicht gesehen hatte. Er war gewohnt, daß seine Befehle befolgt wurden, buchstäblich, ohne Berücksichtigung eigener Meinung. Es war physisch unmöglich, daß der Kabassakal unbotmäßig gegen ihn wurde. Aber bei Männern wie Schefket, wie Bubenberg, hatte sich eben vor das heilige Bild des Kalifen die Vernunft gedrängt. Sie bildeten sich ein eigenes Urteil.

Das waren die Männer, von denen geschrieben stand, daß sie einst die Hand gegen ihn heben würden.

In der Stadt verbreitete sich die Nachricht, daß der Sultan den kleinen Kütschük Said mit eigenen Händen verprügelt, mit seinem Dekret hinausgeworfen und den Kabassakal zum Kommandanten der Stadt mit unbeschränkter Vollmacht gemacht habe. Das Gerücht über die Handgreiflichkeit des Sultans war falsch. Er war zu jeder körperlichen Aktivität unfähig. Seine Brutalität kam immer nur aus der Phantasie. Aber das andere stimmte: der Kabassakal wurde Herr der Stadt.

Kütschük Saids letzte und wahrscheinlich einzige Tat war es, sofort Doktor Nasim Bey, den jungtürkischen Führer zu benachrichtigen und Schefket zu warnen. Bevor die albanesischen Reiter mit dem Haftbefehl gegen Schefket vor dem Seraskerat anlangten, waren die Zugänge bereits von Scheffets mazedonischer Infanterie besetzt, an die scharfe Patronen ausgegeben waren. Die Posten weigerten sich, den Befehl des Kabassakal entgegenzunehmen. Es fiel der erste Schuß.

Als Bubenberg eine Stunde später noch nichts ahnend nach dem Seraskerat hinauffuhr, weil ihn Schefket vor dem Bruche zu einer Besprechung eingeladen hatte, war die Flagge des Oberkommandierenden bereits eingezogen. Linieninfanterie mit aufgepflanztem Bajonett deckte den Abzug der letzten Reste des Stabes. Der weiße Seraskerturm stand allein inmitten des im Sonnenlicht flimmernden Platzes, um ihn herum die überhitzte Luft vor ausbrechendem Gewitter.

Bubenberg fuhr weiter nach dem Ministerium. Es war geschlossen. Alles, was sich offen zu den Jungtürken bekannt hatte, war bereits mit Schefket unterwegs.

Als Bubenberg die Hohe Pforte verließ, heftete sich ein Schatten an seine Fersen. Er hörte hinter sich das leise Echo seiner Schritte. Er hatte die unangenehme Empfindung, daß ihm jemand nachging, nicht nur räumlich den gleichen Weg, sondern auch zeitlich im gleichen Takt. Er bog um eine Ecke und wartete. Es war Ahmed.

Aber Ahmed grüßte nicht und sprach ihn nicht an, sondern winkte ihm nur zu, zu folgen. Sie überquerten At Meidan. Als sie wieder in das Gewirr der engen Gassen einbogen, öffnete Ahmed eine Holztüre, die zu Batan Serai, dem versunkenen Palaste herabführte. Es war eine alte Zisterne aus der Zeit Konstantins, kellertief unter der in den Jahrhunderten erhöhten Stadtsohle. Eine Sehenswürdigkeit für den Giaur; die Türken kümmerten sich nicht darum.

Ahmed gab dem Araber, der führen wollte und auf ein Trinkgeld lauerte, ein paar Befehle. Dann sagte er zu Bubenberg:

„Sie werden den Tag über hierbleiben und die Kapitäle studieren, die Konstantin zusammengestohlen hat. Sie werden sich Zeichnungen machen. Ganz intensiv werden Sie zu tun haben. Zur Nacht hole ich Sie dann ab. Es gibt ein Feuerwerk, drunten am Tschiragan. Das lenkt ab und ich kann Zeit finden, Sie auf die Straße nach San Stefano zu bringen."

Bubenberg dankte ihm für seine Mühe, aber erklärte, daß er allein nicht fliehe. Er müsse noch einmal in sein Haus zurück, da Marcella Slaty nicht allein zurückbleiben könne.

Ahmed erzählte Bubenberg, daß der Kabassakal gerade damit beschäftigt sei, sich die Garderegimenter, die nicht mit Schefket abmarschiert seien, gefügig zu machen. Es treffe immer den 10. Mann. Wenn er Lust habe, mit diesen Opfern eine kleine Seereise zu machen, aber nicht über dem Meeresspiegel, sondern auf den Meeresgrund, mit Bleisohlen an den Füßen, so möge er bleiben.

Bubenberg erwiderte nur, daß er die Frau nicht im Stich lassen könne, die sich ihm anvertraut habe, oder ob er meine, daß die Rache des Kabassakal vor ihr Halt mache?

Diese Gewähr konnte Ahmed nicht übernehmen. Er gab Bubenberg nach, und sie machten den Versuch, auf einem Umweg durch die unübersichtlichsten Viertel der Stadt zu Bubenbergs Haus zu gelangen.

Bevor sie Batan Serai verließen, drückte Ahmed Bubenberg einen Zettel in die Hand: „Es ist die Adresse meiner Mutter. Wenn mir etwas zustößt, und Ihnen Allah gnädiger ist, so sehen Sie zu, daß man ihr das kleine Guthaben auszahlt, das ich auf der Ottomanischen Bank habe."

* * *

Durch die schlimmsten Choleraviertel mußten Bubenberg und Ahmed hindurch. „Gott hat mir eingegeben, mit der Reinigung seiner Stadt Kabassakal Tscherkeß Mehmed Pascha zu betrauen . . ." sagte der Irade des Sultans. Sie konnten sehen, wie sich der Kabassakal seiner Aufgabe entledigte.

Um die Seuchenherde zu beseitigen und Kranke ansteckungsunschädlich zu machen, die angezeigt worden waren, durchzogen Seuchenkolonnen die Straßen.

Sie trugen alle Gummimäntel aus gelblichweißem Stoff, ebensolche Kapuzen, die teilweise das Gesicht verdeckten wie bei der westfälischen Feme, und nur große, schwarze Löcher für die Augen ließen, auch hohe Gummistiefel. Wenn sie ihr Lazarett verließen, traten sie unter die Karbolduſche. Diesen Geruch trieben sie vor sich her, ließen sie hinter sich zurück.

Kein Haus durfte sich ihnen verschließen. Ein Karren mit Bahren humpelte ihnen nach. Es war ein unheimlicher Zug, der alle vor Schreck lähmte, die ihn sahen. Hinter ihnen blieb nur das Verröcheln der hoffnungslos Kranken, um die weiße Kreidestriche als Warnung gezogen waren.

Die Schritte der gummimaskierten Männer waren lautlos. Es wirkte so, als bekämpfte die Kolonne nicht den Tod, sondern als brächte sie ihn mit. Wenn sie in eine Gasse einbogen, wurden darin die Häuser verschlossen und die Fenster verriegelt. Wenn sie die Gasse in dem gedämpften Geisterschritt verließen, stand alles weit offen und man sah innen auf Betten und Schragen die ausgestreckten Gestalten mit bronzefarbenen Gesichtern und violetten Flecken. Weiße Kreideringe zeichneten das Haus, in dem Tote lagen.

Bubenberg mußte durch Gassen hindurch, in denen kein Wesen mehr lebendig war. Manche waren vor der Seuchenkolonne auf die Dächer geflüchtet und dort vom Tod ereilt worden. Andere lagen mitten auf der Straße, vornüber auf das Gesicht gefallen, als ob eine Kugel sie niedergestreckt hätte, dann durch den Kreidestrich der Seuchenkolonne eingekreist und vom Lebendigen geschieden. Mit Säcken zugedeckt, sahen sie wie große Maulwurfshügel aus.

Wieder hörte Bubenberg die Holzkarren der Zigeuner humpeln, in denen die Hunde weggeschafft worden waren. Diesmal fuhren sie hinter den Seuchenkolonnen her, mit Chlorkalk gepolstert.

Der Kabassakal konnte unter dem Titel „Seuchenbekämpfung" die Stadt „reinigen", wie es ihm paßte. Es gab nur noch ein Verbrechen: Choleraverdacht. Ein Heer von Geheimagenten arbeitete gleichzeitig für die Gegenrevolution. Bei einer Anklage aus politischen Motiven war wenigstens theoretisch ein „unschuldig" möglich. Bei Choleraverdacht entschied die Einlieferung in das Spital immer gegen den Verhafteten; wenn er die Krankheit nicht hatte, steckte er sich an seinen Zeltgenossen sofort an. Es gab kein sichereres Mittel, sich der unbequemen Gegner zu entledigen.

Bubenberg bat Ahmed, ihn nun doch den kürzesten Weg zu seinem Hause zu führen; denn es war doch nichts sicherer, als daß der Kabassakal gerade ihm eine Seuchenkolonne auf den Hals geschickt hatte. Wenn diese Marcella fanden!

Sie legten den letzten Teil des Weges laufend zurück, aber sie kamen doch zu spät. Das Haus hatte bereits das Kreidezeichen an seiner Tür. Diese stand offen. Lärm innen. Man war an der Arbeit.

Der Befehl lautete, sämtliche Insassen als schwerkrank einzuliefern. Einerlei wer es sei. Krankheit kenne keinen Rang noch Titel.

Marcella wurde schlafend überrascht. Sie glaubte an Ueberfall und Mord und verteidigte sich wie eine Verzweifelte. Bevor ihr Bubenberg zu Hilfe kam, lag sie schon gefesselt auf der Bahre. Der Nazir kam als Nächster daran; selbst das kleine Tscherkessenmädchen durfte nicht geschont werden.

Bubenberg scheute die Gewalt. Aber es galt jetzt Marcellas Leben. Trugen sie sie weg, war sie verloren. Er packte die erste Karbolgestalt, hob sie wie einen Ball hoch und warf sie die Treppe hinunter. Das Handgemenge begann.

Aber die Kolonne war auf Widerstand gefaßt.

Polizeipfiff hinter ihnen, vor ihnen. Ahmed sah noch eine einzige Rettungsmöglichkeit: Eingreifen einer Botschaft, vielleicht der deutschen — Marschall von Bieberstein war eine Macht. Er sprang aus dem Fenster und suchte laufend Hilfe zu holen.

Der Polizeiposten, der vor Bubenbergs Haus stand, trug Schießschnüre, die ihn als besonders guten Schützen auszeichneten. Er schoß gern, rief aber trotzdem dreimal Halt, wie es vorgeschrieben war. Gerade als Ahmed in eine Nebengasse einbiegen wollte, feuerte er. Ahmed schnellte in die Höhe und fiel dann hart vornüber auf das Gesicht.

Bubenbergs Herz krampfte sich zusammen, als er sah, daß Ahmed um seinetwillen fiel. Er war für Bubenberg nicht mehr ein Irgendwer, auch nicht der falsche Mahdi, sondern ein Mensch, der ihm zuliebe und aus keinem anderen Grunde als dem, für ihn etwas zu tun, sein Leben aufs Spiel gesetzt und nun verloren hatte. Er überrannte seine nächsten Gegner und stürzte auf die Stelle zu, wo Ahmed verröchelte. Die Verfolger blieben ihm dicht auf den Fersen.

Ahmed drehte mit letzter Kraft den Kopf zur Seite und flüsterte: „Ich nicht mehr, dann ganz gewiß Sie! Grüßen Sie . . ." Dann lächelte er, und in diesem Ausdruck erstarrten seine Züge.

Die Leute des Kabassakal hingen sich an Bubenbergs Arme, an jeden mehrere. Er rief nach Marcella.

In der Ferne rumpelte ein Krankenkarren. Dort lag sie, wehrlos, auf dem Wege nach einem Choleraspital.

„Lassen Sie mich wenigstens Abschied von ihr nehmen!"

Keine Antwort. Der Karren ratterte gleichgültig weiter über das Pflaster, bog um eine Ecke, verschwand.

Fortsetzung folgt.

* * *

Gib mir deine Hand

Gib mir deine Hand: Ich will dich bitten,
Daß du mir vergibst, was du gelitten,
Weil ich Dunkel schuf in deinem Leben:
Unser Schöpfer hat ja auch vergeben!

Gib mir deine Hand: O, sieh mich an,
Wie du früher . . . früher es getan,
Und aus deinen Sternen will ich lesen,
Daß vergessen, was zuvor gewesen!

Gib mir deine Hand: So laß' uns beten
Und vereint vor unsern Schöpfer treten;
Er ist gut! Wird milde uns begegnen;
Ach . . . du . . . weinst? Vergib! Er wird die Träne segnen!

Paul Müller.